



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Achelis, Th.: Natur und Kultur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**


Tisch gegangen), und von diesen erklärten sich 77 gegen den Antrag. Man kann sagen, das Thema war damit mehr beiseite gelegt als beurteilt worden. Zwei Tage nachher schon kündigten Northcote im Unterhause und Salisbury im Hause der Peers an, daß man konservativerseits ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung beantragen werde, und wenn dies zur Sprache kommen wird, werden die Vertreter des Landes nicht mehr bei Tische sitzen, sondern auf ihren Bänken sein.

Die Regierung scheint jetzt gut machen zu wollen, was versäumt worden ist. Der Telegraph befördert unausgesetzt Befehle nach Kairo und Suakin. Der Transportdampfer Euphrates, der mit indischen Truppen in Suez angekommen ist, hat die Ordre erhalten, dort auf weitere Bestimmungen zu warten. 8000 Mann sollen in nächster Woche nach Nubien abgehen, und 500 Matrosen und Marinesoldaten befinden sich schon auf dem Wege nach dem Schauplatz des Aufstandes. Aber man fragt sich, weshalb das alles nicht schon geschehen ist, als das englische Ansehen im Orient im November den ersten Stoß erhielt.



## Natur und Kultur.

Von Th. Achelis.

 In der Mitte und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte die gebildete Gesellschaft einer jener merkwürdigen Impulse ergriffen, wie sie in der Geschichte der geistigen Revolutionen der Menschheit sich nicht selten finden; hervorgegangen aus dem tiefen Widerwillen gegen die mannichfachen Entartungen des sittlichen und religiösen Lebens jener Zeit, wandte sich diese Richtung grundsätzlich von allen historisch entstandenen Normen ab und somit besonders solchen Erscheinungen zu, in denen sie noch die reine, durch keine menschliche Willkür entstellte Form eines ursprünglichen, unverfälschten Naturzustandes zu erblicken glaubte. Diese pathologische Verirrung, politisch schon in den amerikanischen Freiheitskriegen und in der französischen Revolution, wissenschaftlich besonders scharf in Rousseau und künstlerisch in den Erstlingswerken unsrer Dichterheroen unverkennbar ausgeprägt, steigerte sich zu der völlig unhaltbaren Schwärmerei, in dem Naturmenschen als solchen das Ideal der menschlichen Rasse überhaupt suchen zu wollen, eine Ansicht, die es sich nicht entgehen ließ, als captatio benevolentiae dies Gemälde mit allen denjenigen ehrwürdigen Zügen auszustatten, welche schon die Sagen vom Paradiese bei vielen Gemütern ein-

schmeichelten. Es bedurfte kaum der genaueren geographischen und ethnographischen Entdeckungen unsers Jahrhunderts, um dies anmutige Bild einer phantastischen Sentimentalität in sich selbst zerfließen zu lassen; schon die vielfachen Umwälzungen und Kämpfe, welche dem Besitz der eigenen Zivilisation galten, zerstörten jene philanthropischen Träumereien gründlich. Der früheren pessimistischen Stimmung folgte eine ebenso einseitig optimistische, die von der Höhe ihrer weltgeschichtlichen Stellung aus die felsenartig verschlungenen Verhältnisse der Naturvölker kaum eines Blickes würdigte und sie höchstens zu den unschuldigen Anregungen einer gestaltungsbedürftigen Einbildungskraft verwandt wissen wollte. Auch noch jetzt, nachdem Männer wie Lubbock und Tylor oder Peschel, Bastian, Fr. Müller und andre unzählige mehr jenes bunte Karitätenkabinet zu einem systematisch geordneten Museum umgeschaffen haben, schwanken die Meinungen haltlos zwischen den Extremen hin und her; daher dürfte eine kritische Übersicht und Würdigung der wesentlichsten Momente dieses Problems wohl am Plage sein.

Wenn wir im gewöhnlichen Lauf der Dinge unbefangen von Kultur sprechen, so haben wir durchschnittlich, dank der einseitig klassisch-historischen Erziehung, das reiche Leben der Völker vor Augen, die am Mittelmeere heimisch, allmählich andre Stämme in ihre Ideenkreise hineinzogen; wenig kümmert es uns, wo diese griechisch-römische Gesittung ihren Ursprung gefunden und in welchem Zusammenhang sie mit andern Mittelpunkten der Bildung stand. Und glaubt die moderne Forschung vielfältige Beziehungen zu ägyptischen Mustern nachgewiesen zu haben, und hat auch die vergleichende Sprachwissenschaft einen leidlich solidarischem Konnex in der indogermanischen Welt hergestellt, so lassen wir uns nur ungern an die Existenz andrer Kulturzentren erinnern. Die Lehre von der Einheit des Menschengeschlechtes im physischen und selbst im psychischen Sinne läßt sich nur schwer, oder besser gesagt garnicht, mit dem historischen Entwicklungsgange in Einklang setzen, dem die einzelnen Glieder jener Urfamilie etwa gefolgt sind. Die Worte Alexanders von Humboldt gelten noch heute: „Die Geschichte, soweit sie durch menschliche Zeugnisse begründet ist, kennt kein Urvolk, keinen einigen ersten Sitz der Kultur, keine Urphysik oder Naturweisheit, deren Glanz durch die sündige Barbarei späterer Jahrhunderte verdunkelt worden wäre. Der Geschichtsforscher durchbricht die vielen übereinander gelagerten Nebelschichten symbolisirender Mythen, um auf den festen Boden zu gelangen, wo sich die ersten Keime menschlicher Gesittung nach natürlichen Gesetzen entwickelt haben. Im grauen Altertume, gleichsam am äußersten Horizont der wahrhaft historischen Wissens, erblicken wir schon gleichzeitig mehrere leuchtende Punkte, Zentren der Kultur, die gegeneinander erstrahlen: so Ägypten, auf das wenigste fünftausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung; Babylon, Ninive, Kaschmir, Iran und China.“ (Kosmos II, 146.) Erst unsre moderne europäische Kultur beginnt immer mehr und mehr einen internationalen Charakter anzunehmen

und die spezifischen nationalen Unterschiede abzulegen; aber daß auch sie, wenn schon prävalierend, so doch nicht unbestritten herrscht, zeigt der wohlgefügte Bestand der komplizierten und uralten chinesischen Zivilisation. So weist schon diese flüchtige Erwägung mit Entschiedenheit auf die territorialen Grenzen hin, welche eine volkstümliche Bildung umschließen, und da diese ihrerseits das Produkt der einzelnen Stämme ist, so würde es sich für ihre Herleitung aus der Natur um die Eigenart dieses letzten erreichbaren Faktors der Entwicklungsgeschichte handeln.

Was lehrt uns nun die vorurteilsfreie Wissenschaft über den gesamten Typus dieser sogenannten Naturvölker? Auch hier ist es gleichgültig, ob, wie Humboldt sich ausdrückt, die Volksstämme, die wir gegenwärtig Wilde nennen, alle im Zustande ursprünglich natürlicher Rohheit sind, oder ob nicht viele unter ihnen, wie der Bau ihrer Sprachen es oft vermuten läßt, verwilderte Stämme, gleichsam zerstreute Trümmer aus den Schiffbrüchen einer früh untergegangenen Kultur sind (a. a. D. S. 147). Bekanntlich ist der zweite Fall von dem Dogmatismus der bibelgläubigen Forschung, unter Anlehnung an anderweitige kosmologische Traditionen, als prinzipieller Ausgangspunkt statuiert worden. Die Ethnologie hat ihrerseits auf induktivem Wege festgestellt, daß trotz des klaffenden Unterschiedes zwischen unsern Anschauungen und denen der Urzeit sich nicht nur relevante, freilich häufig überwucherte Beziehungen zwischen beiden nachweisen lassen, sondern daß ein Urmensch, dem völlig jegliche Gefittung abginge, der gleichsam als tabula rasa anzusehen sei, thatsächlich nicht existirt hat noch auch jetzt irgendwo vorkommt. Zunächst figurirt für die wissenschaftliche Forschung der Mensch nicht (wie ihn verzücht die poetische Schwärmerei des vorigen Jahrhunderts ausmalte) als isolirtes Individuum, sondern immer nur als soziales Wesen, sei es in einer auch noch so dürftigen Organisationsform. Andererseits vertragen sich alle jene Meinungen nicht mit der Wirklichkeit, welche diesen Anfängern der Menschheit (sit venia verbo!) jegliche psychische Anlage absprechen, sie ohne religiöse Kenntniss, ohne die Kunst der Feuerbereitung ein allerdings recht dürftiges Leben führen lassen. Diese Anschauung kann heute für überwunden gelten: gerade so wenig wie ein sprachloses Volk giebt es ein religionsloses; nur muß man nicht in völlig ungerechter Weise die primitiven Regungen dieses Gefühles (die sich vielleicht für uns sehr abschreckend manifestiren) mit den geläuterten Begriffen unsrer Bildung zusammenstellen. Das, was wir als krassen Aberglauben verlachen, als blöden Fetischismus bemitleiden, erscheint dem Wilden als Fundament unerschütterlichen und (subjektiv gemessen) reinen Glaubens. Deshalb bemerkt Hellwald richtig: „Wo ist überhaupt die Grenze zu ziehen zwischen Glauben und Aberglauben? Wurzeln doch beide in dem nämlichen Boden, beide haben ja als gemeinsames Grundmerkmal die Beziehung auf ein Übersinnliches.“ (Naturgesch. d. Menschen I, 95.) Dasselbe gilt vom Besitz des Feuers, wie ausführlich von Kuhn und Tylor erwiesen. *Within*

stellt sich unser Problem so, daß wir durch die Natur der Sache gedrängt werden, von einer freilich immerhin geringfügigen Entwicklung als einer gegebenen auszugehen, und daß wir, ebenso wenig wie die Darwinsche Theorie über die Existenz des Individuums hinaus ein Konglomerat von bildungsfähigen Elementen annehmen kann, jenen ersten Anhaltspunkt eines geschichtlichen Prozesses nie erreichen werden. Man hat daher schon öfter, um falsche Erwartungen von vornherein abzuschneiden, die üblichen Bezeichnungen Wilde, Naturvölker u. aufgegeben und nur von Stämmen niederer Zivilisation gesprochen.

Selbstverständlich kann es auch nach dieser Beschränkung der Aufgabe nicht unsre Absicht sein, mit voller Ausführlichkeit ein Gemälde von den Anschauungen und Gewohnheiten dieser *di minorum gentium* zu versuchen, sondern nur diejenigen hervorstechenden Züge herauszuheben, welche eine richtige Deutung der an die Spitze der Untersuchung gestellten Gegenstände ermöglichen. Wir wählen zu diesem Zwecke dasjenige Gebiet, welches mehr als z. B. die religiösen Ideen der subjektiven Willkür entzogen ist, die Sitte, sofern sie sich differenziert einerseits nach der Moral, andererseits nach dem Recht.

Noch vielfach schreibt eine einseitige idealistische Richtung (begründet durch die deutsche spekulative Philosophie im vorigen Jahrhundert) die Bildung und Entwicklung des Rechtes gewissen apriorischen Faktoren zu, die in der Brust jedes Menschen liegend mit immer wachsender Klarheit gleichsam ein immanentes System von allgemein menschlichen Regungen intuitiv entfalten. Dieses letzte ideale Residuum, ein Erbteil göttlicher Herkunft, schrumpft freilich bei nüchternen Betrachtung zu einer imaginären Kleinheit zusammen, und es zeigt sich vielmehr, daß derartige Axiome des menschlichen Handelns, universale Prinzipien von unbestrittener Gültigkeit *re vera* nicht existieren. Das Recht ist nicht etwa eine spontane Kundgebung des menschlichen Geistes, unabhängig von seiner Umgebung, lediglich folgend der *lex innata*, sondern wie alles andre ein Entwicklungsprodukt höchst komplizierter, durchaus nicht einfacher Art. Zunächst und ursprünglich sind Sitte und Recht identisch, so auf den Stufen der friedensgenossenschaftlichen Organisation; ja bei ganz schwächlich konstituierten Stämmen vollzieht sich nicht der gewöhnliche Hergang, daß im Laufe der Zeit (durch äußere und innere Gründe) sich ein bestimmter Komplex von Ansprüchen und Verbindlichkeiten aus der Volkssitte ablöst, oder wenigstens wirkt dieser Faktor stärker als jene Kodifizierung. Nun ist es der vergleichenden Rechtswissenschaft gelungen, durch eine umfassende komparative Methode eine leidlich zusammenhängende Entwicklung dieser Formen von ihrer ursprünglichen Gestalt bis zu ihrer gegenwärtigen zu entwerfen, und zwar wesentlich unter Anwendung jenes bekannten biologischen Gesetzes, daß die Geschichte der einzelnen organischen Gebilde sich in ihrer Struktur auffinden und rückwärts verfolgen läßt. Diesen höchst bedeutsamen Punkt erörtert ein moderner Forscher in folgender Weise: „Übersetzen wir dies ganze bunte Gewühl organischer Formen, welches uns

das Leben der menschlichen Rasse, soweit wir dasselbe haben kennen lernen können, entgegenbringt, so überzeugen wir uns bald, daß jedes Gebilde seine eigne wohlgeordnete Geschichte hat, und vergleichen wir diese Geschichte mit derjenigen irgend eines andern Gebildes von gleicher Höhe, mag dasselbe wo immer und wann immer auf der Erde existirt haben, so sehen wir, daß es in den Grundzügen dieselbe Geschichte ist; es wird das organische Wachstum beider von denselben Grundzügen beherrscht. Überall treten uns die gleichen Entwicklungsstufen mit eiserner Konsequenz entgegen, überall erscheint dasselbe Bild, nur bald glänzender, wenn eine Völkerschaft glücklicher beanlagt ist oder unter günstigeren Existenzbedingungen ihr Gattungsleben entfaltet, bald matter bei minder begnadeten Stämmen.“ (Post, Ursprung des Rechtes, S. 7.) Die Sitte mithin (ihrerseits wiederum in ein unbewußt Psychisches, als kosmische Urkraft oder dergl. gedacht, auslaufend) bildet die eigentliche Basis für die Entwicklung des Rechts, das sich dann nach inneren und äußeren Gründen (intellektuelle Begabung des Stammes, Autorität der Häuptlinge, allgemeine ethnographische, klimatische und generelle tellurische Momente) verschiedenartig weiter differenzirt, bis es zu einem wesentlichen Krystallisationspunkt gelangt, der Kodifizierung in der staatlichen Periode. Hand in Hand geht mit diesem Prozeß die Entfaltung der Moral, gleichsam der inneren Rehrseite dieser äußeren Organisation. Diese begreift in sich die Summe derjenigen Anschauungen (konzentriert in dem sogenannten Zentralorgan des Gewissens), welche für eine bestimmte Entwicklungsstufe irgend einer ethnischen Bildung als lobenswert oder tadelnswert gelten, also das jeweilige Ideal derselben darstellen. Da mithin das Kriterium in der sozialen Organisation liegt, so kann es eo ipso hier keinen absoluten, sondern nur einen relativen Maßstab der Beurteilung geben; ist die Blutrache z. B. auf der geschlechtsgenossenschaftlichen Stufe ein Akt höchsten Ruhmes, so wird sie umgekehrt in der staatlichen Periode als grobes Verbrechen geahndet; oder gilt bei den wilden Völkerschaften der Mörder und Räuber (sofern er sich nur nicht am eignen Stamme vergreift) als gefeierter Held, so wird er in europäischer Anschauung lediglich zum Verbrecher. Andererseits sind wir geneigt, es für Barbarei oder Verrücktheit zu halten, wenn Manus Gesetzbuch befiehlt, daß dem Cudra, der einen Brahminen getötet hat, glühendes Öl in Mund und Ohren gegossen werden soll, oder der Aegypter, der einen Isis beseitigt hatte, rettungslos dem Tode verfiel. Der leitende Grundsatz ist für alle diese Maßnahmen nicht irgend welches (selbst irriges) apriorisches Moment, sondern, wie längst erwiesen, die unmittelbare Rücksicht auf Erhaltung und Förderung der bezüglichen ethnischen Bildung; mit andern Worten das Nützliche erzeugt (und zwar in sehr langsamem Fortgang) das Gute. Hiermit hängt es zusammen, wenn in jenen prähistorischen Zeiten ganz unsern Gefühlen entgegen der Wert des Individuums als solchen sich auf Null reduzirte; wie es keine monogamische Ehe in unserm Sinne gab, sondern einen krassen

Weiberkommunismus, so auch keine individuelle Schuld und kein individuelles Recht. Jedes individuelle Recht, sagt mit Recht Post, ist vom vergleichend ethnologischen Standpunkte aus erst ein Produkt einer unendlich langen Entwicklung, während die Urzeit lediglich Kollektivrechte und Kollektivpflichten kennt. Es giebt auf primitiven Stufen keine Verwandtschaft zwischen Individuum und Individuum, kein eheliches Verhältnis zwischen zwei Individuen, keine individuelle Vater- und Mutterschaft, kein individuelles Eigentum, keine individuelle Forderung, keine individuelle Schuld. (Bausteine f. e. allg. Rechtswiss. II, 232.) Erst ganz allmählich rang sich aus diesen Elementen, je mehr die allgemeinen Organisationsformen auf die Bedeutung des Einzelnen hinarbeiteten, der uns jetzt geläufige Begriff einer freien, wenn auch durch bestimmte Verpflichtungen eingeschränkten Persönlichkeit hervor, bis dann in dem (von Spencer so genannten) Kampfe des Egoismus mit dem Altruismus dem letzteren Prinzip ein immer steigendes Übergewicht zu teil wurde.

Welches Resultat gewinnen wir nun aus dieser Skizze für unsre Frage? Dasselbe, welches wir schon oben andeuteten, nämlich daß trotz aller scheinbar unversöhnlichen Gegensätze dieser gesamte Prozeß nur verständlich wird unter der Perspektive einer historisch-genetischen Entwicklung der Kultur aus dem Naturleben. Auch hier erweist sich unsre Gesittung nicht als ein plötzlich aus dem Nichts hervortauchendes Wunder, sondern bis in das kleinste Detail hinein als eine Frucht früherer Bildungen; auch hier setzt nicht ex abrupto ein sogenanntes höheres Prinzip ein, um so den organischen Fortgang des Werdens zu unterbrechen, sondern ohne feste Grenzbezeichnungen verfließen die Epochen, bisweilen selbst dem geschärften Blick nicht erkennbar, ineinander. Nur die willkürliche Auslassung der verbindenden und stützenden Mittelglieder läßt die Pole dieser Reihe als völlig unvereinbare Größen erscheinen. Eben lediglich deshalb, weil die spekulative Philosophie in der Ethik und Rechtslehre von der als seit accompli hingenommenen und nicht weiter psychologisch genetisch untersuchten Höhe ihres Bewußtseins ausging, mußte sich die unendlich reiche Fülle der ethnologischen Thatfachen als seltsame Geburten einer ausgelassenen Phantasie ausnehmen, vielleicht wie alle Wunder von einigem psychologischen Interesse, jedenfalls aber nicht wissenschaftlich verwendbar. Nur durch den immensen Aufschwung, welchen alle modernen Disziplinen wesentlich unter Veranlassung der Naturwissenschaft in der Gegenwart genommen haben, gelang es den sonst überall schon maßgebenden entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkt auch auf die Forschungen zu übertragen, welche gestützt auf ein umfassendes Material und eine dem entsprechende Synthese es versuchten, die bisherigen Fragmente derjenigen, was man als Weltgeschichte gläubig verehrte, in ihrem gegenseitigen Zusammenhange zu erfassen, mit einem Worte eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins auf streng empirischer Basis anzubahnen.

Aus dieser genetischen Perspektive ergibt sich von selbst die Zurückweisung der sittlichen Ideen in dem Rousseauschen Sinne, als aus bestimmter Verabredung, *ἴσσει*, wie Aristoteles sagen würde, hervorgegangen; diese rationalistische Verflachung eines jeglicher berechnenden Willkür entzogenen universalhistorischen Prozesses kann ebenso wenig auf wissenschaftliche Anerkennung heutzutage mehr Anspruch machen, wie die umgekehrte idealistische Hypothese, die, auch hierin antiken Vorbildern folgend, die Fülle der Wirklichkeit in Religion, Kunst, Sitte u. s. f. aus apriorischen Ideen ableitete, als ob sie häufig nur durch eine vorübergehende Störung verdunkelt, durch sorgfältige Pflege ihre alte Frische und Kraft wieder erhalten könnten. (Offenbar ist hier, wie gesagt, die platonische Ansicht von der *ἀνάμνησις* wirksam.) Der Mensch lebt sich vielmehr nur voll und ganz aus als *ζῶον πολιτικόν*, wie Aristoteles sagt, und das gilt von den primitivsten Anfängen sowohl wie von den leuchtenden Höhen der Kultur; nur in dem Sinne ist der Mensch nach Leibnizens Wort ein Spiegel der Menschheit, als er alle Phasen der Gattungsentwicklung in seinem eignen beschränkten Ich rekapituliert, sodaß wir, wie Bastian sich ausdrückt, unser eignes Geistesleben und sein organisches Wachstum in den Reflexen ethnologischer Spiegelung erschauen, um in einem klar zurückgeworfenen Bilde das zu erkennen, was unmöglich sein würde, an sich selbst abzusehen. (Beitr. z. vgl. Psych., Vorrede S. XI.). Ursprünglich existirt nicht, wie eine glaubensselige Meinung uns gern bereden möchte, eine unbewegte Welt stiller Seligkeit und erhabenen Friedens, die erst durch eine ganz unerklärliche Bosheit oder Thorheit in eine Stätte der Sünde und des Todes verwandelt ist, sondern am Anfange der Dinge (um diesen inkorrekten Ausdruck zu gebrauchen) sah es auf Erden nach allen zuverlässigen Zeugnissen nicht besser, sondern unendlich viel schlechter aus als jetzt; tatsächlich herrschte der schon den alten Dichtern bekannte Krieg aller gegen alle (wenn auch in der durch jede Organisation bedingten Grenzen), anfänglich war Gut und Nützlich, wie Spinoza es ehrlich ausdrückt, durchaus ununterscheidbar, und alle frommen und sittlich schönen Regungen, die wir heute als unveräußerliches Erbgut des Genus *homo sapiens* ansehen, existirten nicht. Der roheste Sinn, eine Bestialität in der Auffassung und im Handeln sind vielmehr die Kennzeichen jener primitiven Epoche, wohl verträglich mit allerlei sozial lebenswürdigen Zügen des äußern Betragens, die uns vielfach nur als ein Produkt höherer Bildung möglich erscheinen. Die Aufopferung des eignen Selbst für andre, die nachgebende Liebe und alles ertragende Geduld, die Bereitwilligkeit der Versöhnung mit den Feinden, kurz die Überwindung des Egoismus durch rein ideale Prinzipien suchen wir in der Natur und in dem Leben der Wilden vergebens; erst die Kultur, d. h. in diesem Sinne die äonenlange soziale und politische Züchtung und Veredelung der naturalistischen Triebe und Instinkte, schuf die höhern Ziele einer geläuterten Humanität; nur eine krankhafte Verstimmung, mit moralischer Schlawheit verbunden, konnte diese Wahrheit ver-

fennen und sich in einen Rausch des Naturkultus stürzen, dem das unangenehme Erwachen nicht erspart wurde.

Schon mitunter waren wir genötigt, wenn wir die allgemeine Weltanschauung in ihrer Beziehung zu den Urzuständen der Menschheit zu schildern versuchten, diejenigen verschwiegenen Stimmungen zu erwähnen, welche im geheimen oder auch bisweilen unverblümt die angeblich objektive Haltung der Wissenschaft beeinflussten. Diese Ingredienzien des Gefühls- und Gemütslebens treten selbstverständlich ganz offen zu Tage, sobald sie sich in den Kanon einer wohlfundierten ästhetischen Lehrmeinung hineinfügen. Wie für unsre vorige Betrachtung, so bietet auch für diesen Punkt das an Gegensätzen so reiche 18. Jahrhundert und im besondern Schiller die naheliegende Anknüpfung. Ohne uns in das Detail seiner kunsthistorischen Untersuchungen zu vertiefen, möge es uns erlaubt sein, den Hauptsatz seiner Doktrin hier voranzustellen. Die Alten empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche; unser Gefühl für die Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit; nicht unsre größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegenteil die Naturwidrigkeit unsrer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplität in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deswegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hängen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindischen Unschuld beklagen. (Über naive und sentimentale Dichtung.) Es ist bekannt, wie Schiller geschickt dies Dilemma auch nach andern Seiten zu behandeln wußte; war ihm die Welt auch vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Dual, so nahm er doch keinen Anstand, die Befreiung aus dem paradiesischen Schlummer, die Trennung von dem Gängelbände des bloß tierischen Instinktes für die „glücklichste und größte Begebenheit in der Weltgeschichte“ zu erklären, weil hier zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein gelegt wurde. Uns interessirt zunächst nur die Haltbarkeit seines dichterischen Standpunktes; unzweifelhaft richtig und durch keine auch noch so ausgedehnte Stellenammlung aus dem hellenischen Altertum (und auf dies zielt Schiller) zu widerlegen ist die Behauptung, daß die moderne Dichtung sich mit ungleich heftigerer Leidenschaft in die Natur versenkt hat, und ebenso unanfechtbar (was unser Philosoph übergegangen), daß die Alten die Naturdichtung nicht als abgeordneten Literaturzweig behandelten, sondern immer nur als unmittelbaren Resonanzboden für die Schilderung psychischer Affekte. Aber es möchte sehr diskutabel sein, wenn hierfür als Grund die größere Harmonie ihrer Verhältnisse mit der Natur angegeben wird, oder die Begründung „ihres gesellschaftlichen Lebens auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst.“ Schon Humboldt sucht eine andre Erklärung: „Was wir im Gefühl unsrer modernen Sinnesart in jenen Regionen der antiken Welt nur zu sparsam auffinden, bezeugt in seiner

Negation weniger den Mangel der Empfänglichkeit als den eines regen Bedürfnisses, das Gefühl des Naturschönen durch Worte zu offenbaren. Minder der unbelebten Erscheinungswelt als dem handelnden Leben und der innern, spontanen Anregung der Gefühle zugewandt, waren die frühesten und auch edelsten Richtungen des dichterischen Geistes episch und lyrisch. In diesen Kunstformen aber können Naturschilderungen sich nur wie zufällig beigemischt finden." (Kosmos II, 9.) Unter vielen Belegen zitiert er auch Pindars Frühlingssdithyrambos, der nach der allgemeinen Schilderung der wieder auflebenden Natur sich bald einem höhern Ziele zuwendet, nämlich „Hieron von Syrakus zu feiern und die siegreichen Kämpfe der Hellenen gegen das mächtige Volk der Perser.“ Schärfer noch hat dies Moment Lobe betont, der von dem Ideal der griechischen Ethik als einer Zusammenfassung der politischen Pflichten des Individuums ausgeht. Hat je ein Volk, sagt er mit Recht, nicht naturwüchsig hingelebt, sondern seine persönliche, gesellige und staatliche Ausbildung mit Bewußtsein und Absichtlichkeit nicht nach naturläufigen Empfindungen, vielmehr nach Grundsätzen gelenkt, die nur gebildetes Nachsinnen lehren konnte, so waren dies eben die Griechen; fast nichts ist Natur in ihnen, fast alles Erziehung, Zucht, Disziplin oder Machwerk der Kunst, wie Schiller es tadelnd, wir im Gegenteil lobend nennen. Hätten die Griechen nun auf diesem Wege der Selbsterziehung das Glück gehabt, immer in Übereinstimmung mit der Natur zu bleiben, so würde doch schon diese Gewohnheit, natürliche Verhältnisse mit selbstbewußter Absicht wieder zu erzeugen, ihnen Grund genug gegeben haben, der äußern Natur eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Aber sie hatten sogar allen Grund zu sentimentaler und leidenschaftlicher Teilnahme für sie: denn die beständige Ruhelosigkeit ihrer geselligen und politischen Zustände zeigt, daß ihre künstliche Bildung jene feste Ordnung und Harmonie allgemeiner Befriedigung nicht schaffen konnte, deren Bild ihnen die äußere Natur ebenso wie uns jetzt darbot. Steigerte sich nun dennoch ihre Empfänglichkeit für Naturschönheit bis zu dieser Leidenschaftlichkeit nicht, so lag der Grund nur darin, daß ihr ganzes Streben sich im öffentlichen Leben und in der Erziehung des Mannes zum Bürger erschöpfte. Deswegen hatten sie wenig Sinn für die Natur, die kein politisches Leben kennt, deswegen ruhte der Blick nicht, wie Schiller von unsrer Zeit sagen kann, mit Ehrfurcht auf dem Kinde, das noch eine Unendlichkeit ahnungsvoll verspricht; es kam vielmehr in ihren Gesichtskreis fast erst dann, wenn es zur öffentlichen Gemeinschaft in Beziehung trat; deswegen beklagen ihre Dichter zwar die vergangnen Jahre der Kraft, die sich geltend machen kann, aber nicht den entschwundenen unvergleichlichen Zauber der phantasiewarmen Jugend, deshalb endlich reizte auch das Naive des Benehmens ihre Aufmerksamkeit fast nur zum Spott; denn wie natürlich es auch immer war, so lag in ihren Augen darin nur ein Fehler: es war amüßlich, ungebildet, nur Natur, nicht Erziehung.“ (Gesch. d. Ästhetik, S. 358.) Das wesentliche Argument dieser ganzen Deduktion

ist unsers Erachtens unbestreitbar, die Vollendung der antiken Humanität im Staate und Staatsleben und damit eo ipso die kommunistische Absorbierung der einzelnen sittlichen Persönlichkeit durch diese politische Organisation. Damit fallen alle beunruhigenden Zweifel weg, welche die moderne Welt über die Kollision dieser beiden Welten hegt, umsomehr da eine eventuelle Fortsetzung einer transmundanen Existenz aus denselben einleuchtenden Gründen eine ziemlich indifferente Frage für die Antike bildete. Dieselbe gründliche Verkenntung des wahren Wertes tritt offen zu Tage, sobald es galt, den (freilich politisch sehr farblosen) Charakter der Frau zu erfassen. So widerfährt denn Schiller das seltsame Mißgeschick, daß er zufolge der den Alten eingeräumten größern Naivetät die ganze Epigonenzeit als eine schwächliche, durch Sentimentalität angekränkelte Treibhauspflanze auffaßt, daß ihm aber andererseits die paradoxe Zusammenstellung von Homer und Shakespeare als naiver Dichter nicht auffällt. Offenbar ist die letztere Bestimmung eine unbewußte Reaktion gegen den aus seiner Beweisführung sich ergebenden Machtanspruch über die Wichtigkeit der modernen Literatur; aber gleichwohl kann doch niemand daran zweifeln, daß der große Britte, was die gesamte Weltanschauung anlangt, Vertreter der sentimentalischen Richtung ist. Freilich muß man nicht, wie Lotze sich ausdrückt, die Stimmung der Phantasie, welche der Weltbetrachtung zu Grunde liegt, mit dem künstlerischen Vortrage ihrer Ergebnisse verwechseln. Was die formelle Darstellung rein als solche anlangt, hat ganz unfraglich Schiller Recht, wenn er Shakespeare mit folgenden Worten als naiver Dichter zeichnet: „Als ich in einem sehr frühen Alter den letztern Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzersehneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kalttherzig fortriß, wo das Herz so gern stillgestanden wäre.“ Und dieses anfängliche Mißbehagen war umso erklärlicher, als die damalige Zeit gerade in der Schilderung der Gefühle und sehnfüchtigen Empfindungen ihre Hauptaufgabe fand. Aber hinsichtlich des Charakters der entwickelten Weltanschauung, bezüglich der Auffassung des Tragischen oder des Dramatischen, überhaupt desjenigen, was mit dem Aufbau und der Lösung der Konflikte zusammenhängt, gehört Shakespeare der modernen, sentimentalischen Betrachtung an, allerdings mit der schon angedeuteten Beschränkung und der weitern Bestimmung, nicht von vornherein und absolut dieser modernen Perspektive jegliche dichterische Berechtigung abzuspochen. Dann freilich fällt auch die ganze neuere Kultur und Poesie zusammen, dann thut man gut, zu den Anschauungen der Antike auch praktisch zurückzukehren und die Errungenschaften unsrer Bildung abzuschwören, statt des persönlich zurechnungsfähigen und deshalb seinen Untergang sich selbst bereitenden Helden wieder das Gespenst des Schicksals aus der wohlverdienten Vergessenheit heranzuholen und den Bürger als

das letzte erreichbare Ideal der Sittlichkeit zu betrachten. Gerade aber diese Umwälzung der Ideen, die Fülle von Konflikten und Rätseln, welche der antiken Welt erspart blieb, die Vertiefung unsers Ichs zu einem weltumspannenden Makrokosmos und andererseits die Anerkennung unerschütterlicher kosmischer Gesetze (ein Gedanke wesentlich modernen Inhalts) bildet den spezifischen Charakter unsrer nicht mehr völlig einfachen, nicht von Zweifeln unberührten, sondern vielfach skeptisch durchlöcherten, dennoch aber sittlich erhabnen Weltanschauung. Liegen nun diese Gründe rein objektiver Natur vor, so versteht es sich fast von selbst, daß alle die Geister niedern Ranges, die an und in sich selbst den Halt verloren haben, mit einer gewissen Schwärmerei sich den Eindrücken der großen elementaren Erscheinungen rücksichtslos überlassen, sei es um so einen gewissen Ausgleich für ihre eigne Zerfahrenheit zu finden, sei es (was nicht minder häufig) um in jene Vorgänge mit peinlicher Genauigkeit alle ihre eignen Erregungen und Spannungen hineinzudichten. Wie gesagt, gerade diese kränkliche Stimmung der Mondscheinlandschaft, diese ungesunde Verzärtelung der Gefühle, die schließlich auf einen ziemlich öden Kultus des lieben Ich hinauslief, florirte besonders üppig in der Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts; es ist daher begreiflich, daß Schiller der Sentimentalität *κατ' ἐξοχήν* den Krieg erklärte.

Mittlerweile sind wiederum zwei volle Menschenalter vergangen. Der geistige Horizont hat sich unendlich erweitert und damit auch im einzelnen verdichtet; namentlich die Naturwissenschaft hat mit ihren Hilfsdisziplinen die Auffassung der Natur berichtigt und geklärt, Kräfte entdeckt, von denen die frühern Zeiten nichts wußten, und Wege gezeigt, auf denen sie sich dem Geheimnis des Lebens zu nähern hofft. Mit ihr im Bunde ist es der vergleichenden Mythologie gelungen, die scheinbar regellose und phantastische Welt der mythischen Gestalten, früherer Betrachtung höchstens anmutige Initialen einer beginnenden Kultur, als gesetzmäßige Produkte eines großartigen Naturkultus nachzuweisen, der, vielfach unsrer Empfindung anstößig und roh, dennoch die ungebrochene Einheit des plastischen Naturmenschen mit lapidaren Zügen uns veranschaulicht. Immer mehr wird das Gebiet der Natur eingeschränkt und umgestaltet durch die alles nivellirende Kultur; jeder moderne Mensch durchfliegt in seinen Kinderjahren die Jahrhunderte niederer Gesittung, welche vor ihm die Menschheit (und zwar durchaus nicht immer in ununterbrochenem Fortschritt) durchmaß, er wird widerstandslos in das ganze weitverzweigte Gewebe der Zivilisation hineingeboren, die ihn trägt und nährt wie die physische Atmosphäre, und jeder, ausnahmslos, nimmt bewußt oder unbewußt an dieser Vernichtung der Natur einen abgestuften Anteil; alle Fortschritte, seien sie intellektuell oder moralisch, bezeugen den unaufhaltsamen Sieg dieser wunderbaren Macht über den in der Urzeit allmächtigen Gegner, ja selbst physiologisch ist der Mensch im Laufe dieses Prozesses ein anderer geworden. Welche Perspektive eröffnet sich dem erschreckten Blick? Wir verzichten gern darauf, diese Schilderung in düstern

Farben weiter auszuführen, und gestehen lieber ein, daß, wie schon früher, so auch in der Zukunft schwerlich weltererschütternde Krisen ausbleiben werden, welche den Bau und den Zusammenhang der Gesellschaft zu zersprengen drohen, daß schwächliche Gemüter, mit sich und ihrer Umgebung zerfallen, gleichsam aus Ekel vor sich selbst die ganze Kultur, die sie geboren, zu verfluchen und sich einem wilden Naturalismus in die Arme zu werfen bereit sind. Sollte das aber der Weisheit letzter Schluß sein? Wir glauben nicht, und zwar möchten wir uns erlauben, diese Verneinung aus einem einfachen Rückblick auf unsre Betrachtung zu rechtfertigen. Schlossen wir uns zuerst der gewöhnlichen Kontrastirung von Natur und Kultur an, so zeigte sich bald, wie mit wachsender Entwicklung diese scheinbar polaren Gegensätze sich näherten, wie also die Deutung der Natur und ihrer Erscheinungen genau bedingt war durch das geistige Niveau des Menschen selbst, und andererseits stellte sich die Kultur als der konkrete Niederschlag dieser Naturauffassung dar. Dem kundigen Auge wurden die verborgenen Beziehungen klar, welche beide Welten miteinander vereinigen, und der Wissenschaft gelang es bald, aus unscheinbaren, häufig mißverstandenen Resten früherer Entwicklungsstudien die ganze Kette der Zwischenglieder aufzufinden, welche die tiefe Kluft zwischen den beiden Endpunkten dieses Prozesses ausfüllten. Ist nun dieser Vorgang, wie doch unleugbar, ein aufwärtssteigender, so enthält diese Vergeistigung des Materiellen eine unendliche Tragweite in kosmischer Beziehung; denn in dieser Genesis ist die Entwicklung des sich selbst findenden und das Universum in sich umspannenden Bewußtseins im Menschen gegeben. Die Morphologie und Struktur des menschlichen Geistes ist empirisch in dieser seiner eigenen Geschichte dargelegt, und es kommt nur auf den Wissenden an, ob er die vielfach noch dunkeln Hieroglyphen zu deuten versteht. Daß aber endlich diese Idealisirung des Seienden, diese psychische Durchdringung des Körperlichen, und sei es selbst durch Reduzirung der Erscheinungen auf mathematische Formeln, die Schwingen der Phantasie nicht lähmt und Sinn und Wert des Geschehenen nur in einer sogenannten Mechanik der Atome suchen läßt, dafür können wir unbekümmerten Herzens die Dichter sorgen lassen.

